

Ein berühmter Kultur-Anatom

Autor(en): **Katscher, Leopold**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **7 (1912-1913)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751437>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Nachdruck verboten

Ein berühmter Kultur-Anatom

Ein literarisches Lebensbild von Leopold Katscher

Verfasser der „Charakterbilder aus dem 19. Jahrhundert“, Übersetzer der Hauptwerke Taines

„Hippolyte Taine, sein Leben in Briefen“

Von Gustav Mendelssohn-Bartholdy. Berlin 1912. Verlag von Walther Rothschild.

Der Verfasser der „Entstehung des modernen Frankreich“ gilt in seinem Vaterlande als der bedeutendste Geschichts- und Kunstphilosoph der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Man braucht noch sehr lange nicht mit allen seinen Anschauungen und Leistungen einverstanden zu sein, um zuzugeben, daß dieser glänzende Ruf begründet war. Ich möchte in einem Punkte sogar weiter gehen und ihn zu den hervorragendsten Schriftstellern zählen, nicht nur der französischen, sondern der Weltliteratur überhaupt, wobei ich das Wort „Schriftsteller“ im engeren Sinne gedacht wissen möchte. In vielen Sätteln gerecht und außerordentlich kenntnisreich, hat er stets und überall die Kunst des Schreibens, den Stil, die Diktion, den Aufbau zur höchsten Vollendung gebracht.

Wenige Schriftsteller haben je ihre Feder so sehr in der Gewalt gehabt und so ausgezeichnet geschrieben. Dabei ist bemerkenswert, daß er sich seinen Stil selber gemacht hat. Anfänglich war sein Stilvorbild der von ihm sehr verehrte Voltaire mit seiner Einfachheit; später aber nahm er sich Gustave Flaubert, Théophile Gautier sowie die Brüder Goncourt zu Mustern, suchte nach Gleichnissen und Metaphern und gestaltete mit Sorgfalt seinen späteren, blendenden, dabei berechneten Stil aus, gegen den sich nur das sagen läßt, daß man zuweilen das Gemachte merkt und daß er zur Behandlung leichterer Stoffe — auch in solchen hat Taine sich versucht — weniger geeignet ist, weil ihm die prickelnde Anmut des leichten Sichgehenlassens fehlt, durch die so viele französische Autoren zu glänzen pflegen.

Es ist gut, daß das vorliegende Buch die Aufmerksamkeit neuerdings auf ihn lenkt, denn heutzutage kann man sich keinen Begriff mehr machen von dem

Einflüsse, den er auf das literarische Jung-Frankreich seiner Zeit ausgeübt hat. Als Geschichtsschreiber, Kunstforscher, Volksbildner und Literaturhistoriker war er ungemein geistvoll. Seine vier Werke zur Philosophie der Kunst waren in ihrer Art ebenso grundlegend wie seine „Entstehung des modernen Frankreich“ oder seine glänzende „Geschichte der englischen Literatur“, und stets war er fesselnd und originell, auch wo er irrte, und er irrte ungemein häufig. Trotz seiner großen Objektivität schoß er zahllose Böcke, denn er trieb das Verallgemeinern sehr weit, und seine Phantasie ging jeden Augenblick mit seinem Verstand durch.

„Ein an Paradoxen fruchtbarer Raisonleur mit extremen Meinungen. Sein Haupt ist stets in Gärung mit irgend einer neuen Idee, die ihn verfolgt. Bei jeder Gelegenheit sucht er die Wahrheit. Gewöhnlich ist er den andern im Geiste um hundert Meilen voraus. Sie und da führt ihn sein streitbares Naturell irre. . . Er glaubt niemandem als sich selbst.“ So charakterisiert Taine in seiner „Pyrenäenreise“ (deutsch Stuttgart 1872) seinen Helden, den Reisenden Paul. Da hinter diesem er selber steckt, so handelt es sich hier um eine Selbstcharakteristik, und sie hätte nicht zutreffender sein können. Ja, er suchte wirklich „bei jeder Gelegenheit die Wahrheit“, er war wirklich „an Paradoxen fruchtbar“, sein Haupt befand sich wirklich „stets in Gärung“, er glaubte wirklich nur sich selbst. Und weil dem so war, mußte „sein Naturell streitbar“ sein; daraus folgt aber naturgemäß, daß er „irreführt“ wurde, jedoch nicht bloß „hie und da“, sondern sehr häufig. „Sie und da“ würde er als eifriger Wahrheitsucher auch ohne streitbares Naturell gefehlt haben.

Als Hauptquelle seiner — übrigens immer geistvollen und interessanten — Irrtümer kann seine eigenartige Forschungsweise gelten, gerade jene „Methode“, durch die er es unternahm, den Forscher mehr oder minder mit Unfehlbarkeit auszustatten. Diese Methode, der er ursprünglich seinen Ruhm verdankte, verschuldete seine zahlreichen Widersprüche, Paradoxe, Übertreibungen und Verallgemeinerungen, verhalf ihm aber auch zu vielen wertvollen positiven Ergebnissen. Sie ist anatomischer Natur, sie will die Kritik in ein Seziermesser verwandeln, sie will das Urteil gleichsam mechanisieren, statt es vom subjektiven oder doch wenigstens individuellen Meinungs Ausdruck, von den Erfahrungen, Vorurteilen, Neigungen und dem Bildungsgrad des Kritikers abhängig zu machen. Taine wollte der Beurteilungskunst, die allgemein eben

für eine Kunst gehalten wird, die Beweiskraft einer Wissenschaft verschaffen — eine Unmöglichkeit, die ihm durchführbar dünkte. Nehmen wir an, es handle sich um die Beurteilung eines Schriftstellers, so brauche man nach dem Lesen seiner Werke, um eine gewissermassen mathematisch sichere Kritik zu erzielen, nur noch nach dreierlei zu fragen: Erstens Geburtsort, Abstammung, Rassen-Ideen; zweitens Umgebung, Erziehung, gesellschaftliche Stellung; drittens Zeitverhältnisse und Beeinflussung durch den Zeitgeist. Habe man sich über das ganze „Milieu“ des Betreffenden Gewißheit verschafft (was freilich nur sehr selten möglich sein dürfte, am allerwenigsten, wenn ferne Zeiten in Betracht kommen), so ergebe sich dessen geistige Grundeigenschaft — *faculté maîtresse* —, die seine Fähigkeiten befruchtet, ihn zu einheitlichem Vorgehen veranlaßt hat und daher den Schlüssel zu seiner endgültigen Beurteilung bietet. Den für jeden denkenden Menschen unleugbaren Einfluß des „Milieu“ auf Personen und Völker, auf Literaturen und „Schulen“, auf Künstler und Dichter hat Taine zu einem eigenen System verarbeitet und dieses hat er immer und überall angewendet und verfolgt, was allerdings nicht hindert, daß in Wirklichkeit nach wie vor der Kritiker nichts anderes tun kann als seine eigene Meinung aussprechen, und daß er seiner Pflicht vollauf genügt, wenn er seinen Gegenstand sorgfältig studiert und möglichst unparteiisch behandelt. Kein noch so hohes Maß von Unbefangenheit kann die Kritik unfehlbar oder unpersönlich machen.

Man braucht sich für seine anatomische „Methode“¹⁾ nicht zu erwärmen. Viel höher steht er als Stilkünstler, als Meister der Darstellungskunst. Er besitzt allen Glanz und Schwung der Phantasie — trotz jener „Methode“, die eigentlich auf die Unterdrückung der Phantasie abzielt.

Dieser hochgelehrte und dabei außerordentlich elegante Schriftsteller war trotz seines Ruhmes ungemein bescheiden. Das ging so weit, daß er nicht nur ganz zurückgezogen lebte, sondern auch behauptete, die Lebensgeschichte und die Lebensweise eines Autors seien völlig Privatsache, die die Öffentlichkeit nichts angehe. Hier ein sehr bezeichnendes Beispiel. Ich hatte bereits mehrere größere Studien über ihn veröffentlicht — teils in angesehenen Zeitschriften, teils als Einleitungen zu meinen Verdeutschungen seiner Hauptwerke; doch erfuhr ich

¹⁾ Sehr eingehend habe ich diese behandelt in meinen „Charakterbildern aus dem 19. Jahrhundert“ (Berlin 1884).

nachträglich durch ihn selbst, daß meine biographischen Angaben manche Unrichtigkeit enthielten. Als ich nun von „Westermanns Monatsheften“ beauftragt wurde, einen Essai über ihn zu schreiben und ein Bildnis dazu zu beschaffen, wandte ich mich an ihn mit der Bitte um einige zuverlässige Daten und um eine Photographie. Die Antwort (1878) lautete (ich kürze sie hier):

„Meines Erachtens ist es am besten, die eigene Person im Hintergrund zu halten. Es genügt, den Lesern Gedanken zu bieten; unsere Gefühle und unser Privatleben gehören uns und unsern vertrauten Freunden. Aus diesem Grunde lasse ich mich weder malen noch photographieren; auch habe ich nie erlaubt, daß mein Bild in den Schaufenstern oder Zeitschriften erscheine. Seit zwölf Jahren besitze ich selbst keins mehr. Ich bedaure dies, denn ich würde sonst Ihnen persönlich eins angeboten haben. Doch wäre dies unter der Bedingung geschehen, daß Sie es nicht veröffentlichen. Es war stets mein Grundsatz, dem Publikum nur meine Bücher vorzulegen und selber inkognito zu bleiben. . . . Und zwar nicht etwa aus Bescheidenheit, sondern weil es mir angenehmer dünkt, mich in der von aller Welt getragenen Kleidung in der Menge zu bewegen, ohne wie die „lebenden Anzeigen“, die „Sandwichmen“ auf dem Londoner Strand, mit Plakattafeln auf der Brust und auf dem Rücken einherzuschreiten.“

Da ist es kein Wunder, daß bald nach seinem Tode (1893) seine Witwe mir Indiskretionsvorwürfe machte, weil ich seine interessanten Briefe an mich, die durchaus nichts „Diskretes“ enthielten, veröffentlichte. Vielmehr ist es ein Wunder, daß die Witwe selbst (gestorben 1911) vor einigen Jahren eine vierbändige Auswahl aus seiner Korrespondenz herausgab. Selbstverständlich erhielt man dadurch eine viel umfassendere Kenntnis vom Menschen Taine und seiner Biographie, und schon aus diesem Grunde — abgesehen von der literarischen Bedeutung des Mannes — muß es Herrn Gustav Mendelssohn-Bartholdy als ein großes Verdienst angerechnet werden, daß er uns mit einem zweibändigen, selbstverständlich Taines Beziehungen zu Deutschland ganz besonders berücksichtigenden Auszug beschenkte (Walther Rothschild, Berlin). Leider ist das Format des Buches häßlich, der Druck unschön und von zahlreichen Fehlern entstellt, die Übersetzung sehr mangelhaft; dennoch bleibt die Lektüre genüßreich, da die Briefe fesselnd sind. Recht gut finde ich den Gedanken des Herausgebers, die mitgeteilten Briefe mit einer Kette biographischer Zwischenglieder, die in

der Originalausgabe fehlen, zu umschlingen, so daß das Werk („Hippolyte Taine, sein Leben in Briefen“) wirklich ein vollständiges, allseitiges Bild entwirft — literarisch und biographisch.

Zu Bouziers in den Ardennen als Sohn eines gelehrten und wohlhabenden Rechtsanwalts geboren, verlor Taine den Vater dreizehn Jahre später, nicht ohne von ihm gründlichen Unterricht im Lateinischen empfangen zu haben, während ein Oheim, der lange in Amerika gelebt hatte, ihm das Englische beibrachte, das ihm auf seiner literarischen Laufbahn außerordentlich nützen sollte. Die Mutter, eine vortreffliche Frau von großem pädagogischen Verständnis, siedelte mit ihm nach Paris über, gab ihn anfangs als Pensionär in eine Privatschule, brachte ihn aber bald in dem ausgezeichneten Condorcet-Lyzeum (damals noch „Collège Bourbon“ genannt) unter. Dort war er unter allen Mitschülern der erste an Fleiß, geistiger Reife und Erfolgen. Auf Grund einiger Preise, die er für philosophische und rhetorische Abhandlungen erhielt, wurde er zum Studium an der Ecole normale zugelassen, einer damals wegen der Vorzüge der daselbst geübten Geistesgymnastik berühmten Ausbildungsanstalt für künftige Staatsschulprofessoren. Hier wurden die Debatten mit der größten Ungezwungenheit geführt und alles dem Prüfstein der Logik unterworfen. Die Lehrer — darunter Jules Simon und Bacherot — begünstigten den unbeschränktesten Ausdruck jeder persönlichen Ansicht. Zu der Geistes-Elite, die aus der fruchtbaren, stürmischen, durch und durch — auch körperlich — gesunden Erziehungs- und Unterrichtsmethode der Normalschule hervorging, gehörten Taines Mitschüler Francisque Sarcey, Prevost-Paradol, Edmond About und J. J. Weiß, welche alle dieses höhere Studium ebenfalls nur als Etappe zu einer literarischen Tätigkeit betrachteten; aber keiner hat der Anstalt nachträglich solche Ehre gemacht wie Taine, und keiner genoß während der drei Studienjahre seitens der Lehrer wie der Zöglinge so große Anerkennung für seine Sicherheit des Urteils und die Tragweite der Intelligenz. Da er eine erstaunliche, sehr seltene Auffassungsgabe besaß und daher stets den anderen voraus war, blieb ihm Zeit übrig, allerlei Nebenstudien zu betreiben, und zwar verlegte er sich mit Vorliebe auf Theologie, Patristik und Philosophie.

Sein geistiges Unabhängigkeitsgefühl wurde so groß, daß er unter dem Kaisertum, das fast unmittelbar nach Beendigung seiner Studien durch den bekannten Dezember-Staatsstreich begründet worden war, als „nicht genehm“

galt und wegen seiner für „irrig“ und „schädlich“ gehaltenen Gesinnungen nicht wenig zu leiden hatte. Es bedurfte der Fürsprache sehr einflußreicher, bei der Regierung über jeden Verdacht des Freisinns erhabener Persönlichkeiten, um ihm eine kleine, schlecht bezahlte Staatslehrerstelle zu verschaffen, die er nur darum annahm, weil er mittellos war und leben mußte. Man versetzte ihn — wahrscheinlich damit er nicht in die Lage komme, allzu viele örtliche Beziehungen anzuknüpfen und dadurch „verderblich“ zu wirken — jeden vierten Monat in eine andere Stadt und Gegend — ein Zustand, der ihm schon im zweiten Jahre so unerträglich wurde, daß er seine Entlassung nahm. Darauf hatte es die Regierung aber nur abgesehen gehabt, deren Abneigung gegen ihn teils durch Verleumdungen, teils durch die Tatsache gesteigert worden war, daß er in Poitiers die Aufforderung des Kaplans, zu Ehren des dortigen Bischofs eine Ode oder eine Dithyrambe zu dichten, ablehnend beantwortet hatte, wofür er vom Unterrichtsministerium eine scharfe Rüge erhielt.

Nach seinem Austritt aus dem Staatslehrerverband begab er sich nach Paris, wo er sofort eine einträgliche Stelle an einer großen Privatschule bekam. Doch hörten die Behörden auch jetzt nicht auf, ihm das Leben sauer zu machen, so daß er den Posten aufgeben und Privatlektionen erteilen mußte, um sein Brot zu verdienen. Nebenher „hörte“ er an der Sorbonne, der Ecole de médecine und am Naturgeschichtlichen Museum, trieb eifrig Mathematik, Philosophie, Naturwissenschaften und erlernte eine größere Anzahl fremder Sprachen, darunter Deutsch, Italienisch, Spanisch. Glücklicherweise knüpfte er lohnende Beziehungen zur Presse an, begann für die ersten Blätter zu schreiben und kam so nach kurzer Zeit in die Lage, das Schulmeistern aufgeben zu können.

(Fortsetzung folgt)

Aus Dantes „Hölle“

(Ges. XVII—XIX)

Fortsetzung

Achtzehnter Gesang.

Ein Ort ist in der Höll', heißt Martermulden,
Völlig aus Stein und von rostschwarzer Farbe,
Gleich wie die Mauer, die ihn rings umkreist.

- 4 Just in der Mitte dieses Truggefildes
Gähnt leer ein Brunnen, mächtig breit und grundtief,
Von dem an seiner Stell' ich meld' die Bauart;